

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 25 (1921)

Artikel: Lenzritt
Autor: Falke, Konrad
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574121>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

stalt taucht auf. Man möchte nach ihr haschen, doch sie entschwindet wieder. In leichtem Schmerz oder mit einem Lächeln zehrt man an der Erinnerung. Sie hilft mit, freudig weiter durchs Leben zu wandern.

Und dennoch! Einmal, einmal muß ich dich festhalten, dich bitten mit mir durch die Tage zu gehen, einmal, wenn ich dich finde.

Herbsttag.

Blauer Herbsttag im Hochtale. Dürre, letzte Blätter rauschen und fallen hier und da.

Heute ist unserer Bergfahrten Ende für diesen sonnenreichen Sommer. Nun noch ein leichter Paß zum Bummeln und Genießen, zum Uberschauen der gemachten Touren, bevor wir in die Stadt zurückkehren.

Gemütlich schlendernd trinken wir die Pracht, einen ganzen Tag lang, wandern

auf hoher Alp an einem einsamen Kapellen vorbei, machen die hundert Bogen des Weges mit, um möglichst lange nicht den Talboden zu erreichen. Schließlich sinkt der Abend über großschimmernde Berge, und schon ist der Mond aufgegangen, als wir auf holprigem Pfade der Bahnstation zueilen.

Jetzt die Landstraße! Laute, denen wir uns entwöhnt hatten, dringen an unser Ohr. Ein dumpfes Rasseln, ein schwarzes Ungetüm faucht vorbei — der Zug. Die Fabrik ist aus, Velos, Autos sausen heran.

Weit oben, unwirklich fern, vom Mondlicht übergossen, liegen erhabene Gipfelgestalten im Bergfrieden, fern von Kultur, fern vom Geräusch der Welt.

Jetzt wende ich mich vom Wanderleben wieder zu meinem zweiten, andern, doch dort oben auf den Höhen liegt meines Daseins besserer Teil.

Lenzritt.

Mittelalterliche Novelle von Konrad Falke, Feldbach.

Als die blonde Hildegard im Reisegewand den langen, weißen Klostergang hinabschritt, der zu ihrer Linken mit dunkelgebohrten Türrahmen abgestuft, zur Rechten von eingemauerten Fenstern durchbrochen war, erinnerte sie sich kurz daran, daß sie drei volle Jahre in diesem steinernen Frieden zugebracht hatte. Noch fast ein Kind, war sie seinerzeit von ihrem Vater, der gegen seine Burg ein kaiserliches Ungewitter herannahen fühlte, in den Schutz dieser geweihten Mauern geflüchtet worden; und gern hatte sie sich aus der Welt in die Stille der Zellen zurückgezogen, wie deren jede der schweren braunen Türen eine verschloß, und hatte sich im Verkehr mit gleichaltrigen Gespielen langsam auf sich selbst besonnen. Nun aber lockte sie mehr das lenzfreudige Licht, das von draußen bündelweise durch jede Fensteröffnung eindrang und ihr jedesmal im Vorbeigehen süß wärmend die Wange liebkoste; sie hörte auch, ohne deshalb den Blick zu wenden, das ungeduldige Scharren von Pferdehufen aus dem Hof heraufhallen, und spürte, wie ihr Herz, früherer Zeiten ein-

gedenk, schneller zu klopfen begann; und als sie endlich, am Ende des Ganges angelangt, nach bescheidenem Anpochen und kurzem Horchen auf einen Ruf von drinnen die Klinke der etwas größeren Einzeltüre herabdrückte, befand sich ihr junges Blut in einer solchen Verwirrung, daß sie, kaum eingetreten, die Türe lautlos hinter sich schloß und, beschämt wie eine, die ihre Fahnenflucht eingestehen will, nur einen schüchternen Blick nach dem Fenster zu werfen wagte, wo die Abtissin an ihrem Tische saß und mit männlicher Entschiedenheit den weißen Federkiel über ein vor ihr liegendes Pergament führte.

Das war das strenge Gemach, vor dem sie sich alle stets gefürchtet hatten, weil sie in ihm nie etwas anderes als Vorwürfe und Ermahnungen zu hören bekamen. Hildegard stand mit gesenktem Haupte und purpurnen Wangen da, bis die Abtissin, die ihre Zöglinge jedesmal warten ließ, sich erheben würde: sie überlegte nicht, daß hinter ihr aus allen Zellen die Freundinnen hervorgeeilt waren, um draußen am Schlüsselloch —

wie sie es oft selber mit ihnen getan hatte — etwas von den gewechselten Abschiedsworten zu erlauschen; andere Fragen bestürmten ihre unberaten in die Zukunft starrende Seele, und umsonst suchte sie nach einem Menschen, der sie ihr hätte lösen und so den Zwiespalt zwischen Furcht und Hoffnung in ihrem Innern hätte schlichten können. Die meisten Mädchen waren, wenn ihre Stunde schlug, mit festlichem Prunke zum Hochzeitsfest abgeholt worden — und ihr, die doch auch aus vornehmem Hause stammte, hatte man als einzige Bedeckung einen Knappen geschickt? Das war wenig; mochte auch ihr Schloß nur eine Tagereise entfernt liegen. Aber wußte sie denn, ob ihr Vater sie wirklich verheiraten wollte? Er hatte ihr nichts geschrieben und sie auch schon mehr als ein Jahr nicht mehr besucht; nur die Aebtissin hatte vor drei Tagen einen Brief erhalten und ihr mitgeteilt, daß sie sofort nach Hause zurückkehren müsse.

Wie jetzt die würdige Frau von ihrem Tische aufstand, warf Hildegard sich vor ihr auf die Knie und brach in leises Schluchzen aus. Die Aebtissin ließ sie eine Weile gewähren, indem sie die blonden Locken unter ihrer Hand mit Wohlgefallen und innerer Genugthuung betrachtete: ihr gottergebenes Herz, dem die Sturmfluten der Liebe längst fremd geworden waren, erkannte kaum den wahren Grund von Hildegards Bewegtheit. „Tröste dich, mein Kind!“ begann sie ruhig. „Denke, daß du in des Höchsten Hut stehst und daß doch sein Auge dich weiter bewachen wird, wenn ich es nicht mehr kann!“ Und als ein wund fragender Ausblick sie traf, fuhr sie fort: „Dein Weg ist vorgezeichnet, du kannst nicht mehr fehlgehen. Du wirst die demütige Dienerin deines Eheherrn werden und als milde Gebieterin dein Haus regieren! Ergib dich nie der Verführung der Sinne zu eitler Weltlust, die dahinschwindet wie die Blüten dort draußen; füge dich immer ohne Murren in dein Los, wie auch Gott es dir bereiten mag, und du wirst ein seliges Ende erreichen...“

Während Hildegard, die bei diesen Worten nur Gewißheit gegen Zweifel eintauschte und ihre Befürchtungen be-

stätigt sah, noch heftiger weinte, hing die Aebtissin, die an solche Bewegtheiten gewöhnt war, ihren eigenen Gedanken nach. Jährlich traten die aufwachsenden Mädchen vornehmer Burgherren in ihr stilles, friedliches Kloster; und alljährlich wurden diejenigen, die sie zu Jungfrauen hatte heranreifen sehen, abgeholt zum Hochzeitsfeste — als ein bunter Strom zog das junge, aufblühende Leben an ihr vorüber: sie nur stand fest, blieb immer dieselbe und gab ihren Segen dazu. Und so geschah es, daß sie alle Verwirrung und alle Tränen immer nur auf Rechnung dessen setzte, was die Scheidenden verloren, nie aber mit ihnen darüber sprach, wovor sie als vor einem dunkeln, unabwendbaren Schicksal heimlich erzitterten.

Als Hildegard immer noch nicht aufstehen wollte, da sie in Erinnerung an ihre verstorbene Mutter bis zuletzt auf ein von selbst sich einstellendes weibliches Wort hoffte, machte die Aebtissin dem Abschied, dem sie sich plötzlich nicht mehr gewachsen fühlte, ihrerseits ein Ende. „Komm,“ sagte sie eifrig; „die Pferde sind gesattelt, der junge Ritter wartet auf dich!“ Da stammelte Hildegard unter Küssen ihren Dank auf die alten, knöchernen Finger, während sie eigentlich nur noch dem Echo lauschte, das sich in ihrem Herzen die Worte „junger Ritter“ immer aufs neue zuwarf; alsdann erhob sie sich mit jener Leichtigkeit der Jugend, die von einer Stimmung in die ihr entgegengesetzte überzugehen vermag, strafte die Tränenspuren auf ihren Wangen durch ein Lächeln Lüge und trat neben der Aebtissin in den dunkeln Rahmen der geöffneten Türe. Sofort fingen durch den langen, weißen Gang hin die einstigen Gespielinnen, die sich zu ihrem Geleite in zwei Reihen aufgestellt hatten, ein frommes Hochzeitslied zu singen an; und unter den jubelnd widerhallenden Klängen, die nach altem Brauche auch die Lehrschwestern herbeiriefen, stiegen sie alle zusammen die mauerfühlen Treppen hinab und schoben sich zuletzt durch die große Pforte als lachende, scherzende Gruppe gegenseitig auf die zum Hof hinunterführenden Steinstufen und in den warmen Sonnenschein hinaus.

Jedes der Mädchen wollte die scheidende Freundin nicht nur noch einmal umarmen, sondern zugleich als letzte umarmt haben: denn der Glaube lebte unter ihnen, daß diejenige, die der neuen Braut zuletzt die Lippen küßte, als Nächste sich den Kranz aufsetzen dürfe; und dieses Los erschien allen, solange es sich noch nicht in greif- und fühlbarer Nähe befand, das erstrebenswerteste der Welt zu sein. Aber Hildegard dachte auch hier nicht mehr an dieses so oft von ihr mitgespielte Spiel, das jedesmal einen lieblichen Kampf zwischen jungfräulicher Scham und jungfräulichem Verlangen zeitigte: während ihr von allen Seiten schmiegsame Arme um den Nacken gelegt wurden und glückshungrige junge Lippen ihre glückbringenden suchten, blieb ihr Blick auf einmal auf dem jungen, wettergebräunten Knappen ruhen, der zwischen zwei edel gebauten Zaltern von so reinem Weiß stand, daß das Sonnenlicht wie Silber an ihren sehnigshanken, von leichter Ungeduld bewegten Gliedern auf und ab flimmerte und ihr fast blendend wehrte, den Jüngling, dem sie sich für einen langen, einsamen Ritt anvertrauen sollte, näher ins Auge zu fassen. Der Knappe aber vergaß seinerseits die Pferde, die er an den Zügeln hielt, und alle die dunkeln Gedanken, die er während des langen Wartens hinter seiner von braunem Haar überkrauten Stirne gewälzt hatte: er sah nur noch Hildegard, die, umdrängt von den grauen Rutten der im Kloster zurückbleibenden Mädchen, in demselben grünen Reitkleide die Stufen herabzuschreiten versuchte, in welchem sie einst mit ihrem Vater und ihm zusammen die Burg verlassen hatte (und das ihr trotz der Nachhilfe geschickter Frauenhände den inzwischen erblühten jungen Leib mit zu großer Knappheit umschloß); und wie sie jetzt im allerletzten Abschiednehmen das schöne Haupt mit der adeligfein geschwungenen Nase bald hierhin, bald dorthin zurückwandte, wobei sie, zwischen empfangenden und ausgeteilten Küssen lächelnd, unbewußt ihre klar schimmernden Zähne zeigte, umrollte die Flut ihrer Waden beidseitig den stolzen Hals nach vorn und lag zuletzt auf ihrem zarten Busen in so warm und duftig glänzenden

Goldringeln, daß er sie hätte zwischen die Finger nehmen und ihre Weichheit befühlen mögen.

So kam Hildegard, nachdem sie sich losgemacht hatte, auf den Knappen zugeschritten; er aber ging ihr mit dem für sie bestimmten Pferde auf halbem Wege entgegen, blickte ihr in die dunkelbraunen Augen, verneigte sich vor ihr nach höfischer Art, und hörte sich, als ob er träumte, die leise Frage „Jörg?“ von ihren Lippen entgegenhallen. Von der Treppe schauten die Aebtissin, die Lehrschwestern und die Mädchen in lautlos aufmerksamer Gruppe zu, wie der Jüngling mit starken Armen ihre liebliche Gestalt umfaßte und leichten Schwunges in den Sattel hob: Hildegard, deren Hand für Augenblicke zitternd auf des Knechtes Schulter geruht hatte, ergriff sofort die Zügel, nahm die frisch geschnittene Weidengerte entgegen, die er ihr reichte, und spürte, wie die drei Jahre Klosterhaft morsch und wesenlos von ihr abfielen und unter dem tänzelnden Wiegen des Pferdes die alte Reiterlust in ihre erwachte. Während sie sich noch der Zeit entsann, da sie als Kind mit Jörg, dem Spielfkameraden ihrer frühen Mädchenjahre, durch Wald und Feld dahinsprengte, hatte Jörg ebenfalls sein Roß bestiegen; und die Tiere schritten, wie von selbst und froh der Bewegung in der durchsonnten Morgenkühle, so rasch dem offenstehenden Mauertor zu, daß sie kaum mehr dazu kam, den Zurückbleibenden ein letztes Lebewohl zuzuwinen, geschweige denn, die trüben und mitleidigen Gedanken zu wittern, mit denen die älteren Nonnen ihrer Schülerin nachschauten.

Hildegard wußte kaum, wie ihr in der freien Welt draußen geschah; sie überließ den zauberhaft sanft gehenden Zelter sich selbst, und wurde von ihm in weichen Wellen in den blühenden, duftenden Frühling hinausgetragen. Die Raine dehnten und schmiegt sich in einem saftigen Dunkelgrün, auf dem die goldenen Löwenzahnblüten schwammen; und in der noch herbfriischen Luft schlug ihr immer aufs neue der feuchte, gärende Atem der Erde gegen die Brust und griff ihr ans Herz wie ein heimlich treibendes



Sophie Egger-Loofer, Zürich.

Sennhütte am Simplon. Ölgemälde.
Phot. Anna Loofer, Zürich.

Wunder, das Einlaß begehrte. Bald ritten sie an Buchenwäldchen vorbei, wo zwischen den glatten, weißgrauen Stämmen aus rotweß verstreutem Laub neugierig weiße Sternblumen hervoräugten; bald grenzten die Wälder einen langen Wiesengrund ab, auf welchem die beiden Pferde nur mit Mühe von einem voreiligen Galopp zurückgehalten werden konnten. Aus dem noch durchsichtigen Astwerk der in den kühlen Himmel aufgreifenden Wipfel trieb überall das erste zarte Grün hervor.

Hildegard zur Seite, und doch immer etwas zurückbleibend, ritt Jörg. Er sprach kein Wort: selbst an Kreuzwegen begnügte er sich, mit ausgestrecktem Arm die neu einzuschlagende Richtung anzugeben; oder er trieb einfach sein Pferd vorübergehend etwas voran, um sofort nachher wieder zurückzuhalten. So hatte er mit der Landschaft auch das Bild seiner Herrin vor sich. Sprengte sie nicht wie eine Fee auf dem silbrigweißen Tiere mit dem vollwallenden Schweif durch das üppige Gras, von dessen Spiken bei jedem Hufschlag die Tautropfen als glitzernder Funkenregen niederprühten?

Hildegard begriff nur, daß eine Fessel nach der andern abfiel, und daß die Welt sich ihr aufs neue darbot; doch war ihr jetziges Gefühl anders als vor Jahren, wo sie sich als Mädchen herumtollte; denn es sah sein Ziel nicht mehr vor sich, sondern wußte es auf einmal mit seltsamem Wonneschauer in sich. Während der kriegerische Wind mit ihrem kurzen, offenen Gelock spielte, spürte sie gleichzeitig, wie sie von dem verschwenderisch herabfließenden hellgoldenen Sonnenlicht umglüht wurde und wie unter ihm ihr immer bewegter kreisendes Blut zu einer Empfindung von fast beängstigender Fülle heranreifte: nicht, wie früher, mit Gewinn zu verfolgen, sondern fruchtlos verfolgt zu werden, schien plötzlich ihrem Mutwillen berauschte Seligkeit zu sein; und mit einem schelmisch hinter sich geworfenen Blick und Gelächter setzte sie ihr Pferd in Galopp und stürmte in einem wogenartigen Auf und Ab über die freien Matten dahin. Das Schnauben von Jörgs Tier, das sie alsbald in ihrem Rücken hörte, war ihr wie eine Mahnung in selig-selbstgeschaffener Not, sich nicht

einholen zu lassen; sie fing an, mit kurzen, scharfen Hieben der Weidengerte, die sie zuckend in ihrem eigenen Leibe mitspürte, den Zelter zu immer weiterem Ausgreifen aufzustacheln.

Jörg, der die Herausforderung sofort verstanden und angenommen hatte, preßte mit festen Knien den Sattel; aber nicht nur höfische Sitte und Rücksicht ließen ihn auf den leicht erringbaren Sieg verzichten, sondern noch mehr die eigene Lust an diesem wilden Drauflostürmen und am Anblick der keck lockenden Gestalt, die geschmeidig auf ihrem lichten Pferde saß. Er beneidete den goldbestickten Gürtel, der ihr grünes Kleid und in ihm ihren jugendschlanken Körper eng wie der Arm eines Liebenden umfing; dann wieder heftete er den Blick auf ihr taktmäßig auf und ab wiegendes Gelock, das in bestimmten Zwischenräumen ihren Nacken enthüllte, der mit zarten Halswirbeln aus dem weißen, rund abschließenden Hemd aufstieg und ihr Haupt mit jenem Jugendstolze hochreckte, der nie stärker sich strafft, als vor der Stunde schmelzender Hingabe. Er bemerkte kaum, daß sie immer verwegener Raum und Zeit in sich einschlangen; denn während sein eigenes Tier die einmal angenommene Entfernung innehielt, suchte Hildegard nicht nur mit der Gerte, sondern zuletzt auch mit kurzen, hellen Schreien eine immer größere Schnelligkeit zu erzwingen. Einzig die Schaumseken, die von ihrem Zelter bei jedem Aufschnauben durch die Luft dahergeschossen kamen und ihn zerflatternd weiß umfloßten, verrieten ihm zu seiner mitjauchzenden Freude, wie die Kraft der beiden herrlichen Rosse sie über alle irdische Begrenztheit hinausheben wollte: sie schienen in jenes selbe süße Sieden geraten zu sein, das jetzt an den links und rechts zurückfliehenden weißblühenden Obstbäumen überquoll und das auch in ihnen, den Menschen, das Leben zum schäumenden Trank machte. Ihr Blut stürmte und ihr Atem keuchte, als ob sie nicht auf ihren Tieren säßen, sondern über ihrem freien Davonrasen mit ihnen um die Wette flögen.

So jagten sie durch den weiten, offenen Wiesengrund, nicht wie Feinde, sondern wie Freunde, von denen der eine das

Glück erringen, der andere es bringen will; und als endlich wieder ein hellgrauer Buchenwald auftauchte und dem selig-tollen Ritt vorläufig ein Ende verlieh, da dachte auch Hildegard nicht mehr daran, daß sie das Fangspiel der Jugend wieder aufgenommen hatte, sondern lebte nur noch im Genuße des erhöhten Augenblicks. Kurz bevor sie an die Hecke der dünnen, kahlen, für den Blick unentwirrbar ineinander geschobenen Stämme gelangten, zog sie die Zügel an und brachte ihr Pferd durch einen kurzen Trab hindurch mit einer halben Wendung zum Stehen. „Was doch mein Vater für wunderbare Kenner hat!“ rief sie Jörg entgegen, der das Ausblicken ihrer Augen zuerst mit einem Lächeln glücklicher Jugendkraft erwiderte, dann aber, als er ihre Worte verstanden hatte, wie aus einem Traume zu sich kam und einen plötzlichen herben Ernst aus seinen Mienen nicht mehr zu bannen vermochte. „Die Tiere gehören nicht Eurem Vater, sondern dem Herrn von Hohenfels!“ versetzte er und lenkte seinen Zelter mit einer Wendung nach einer Oeffnung im Walde.

An allen Zweigen sproßte das erste, zartflaumige Laub aus den braunen Hülften hervor; in einem aufgeregten, scharfbewegten Schritt ritten sie nebeneinander durch den schachtartig eingeschnittenen, von tiefen Geleisen ausgefahrenen Holzweg, den auf beiden Seiten unsichtbare Vögel mit ihrem kleinen Lied umzwitscherten. Den schnaubenden Pferden fiel der lechte Schaum vom Gebiß auf Brust und Vorderbeine; der dumpfe Schlag ihrer Hufe in dem aufgeweichten Boden aber hörte sich an wie ein dunkler Taft, der die Seele aus dem seligen Gejube der Selbstvergessenheit unerbittlich herabzog und auf das Ziel einstellte, dem jeder Schritt sie näher brachte. Hildegard und Jörg ließen unbewußt die Köpfe hangen und ihren Atem zusammen mit dem der Tiere verebben, von deren erhöhten Leibern ein scharfer, betäubender Geruch aufstieg.

„Ihr habt im Kloster das Reiten nicht verlernt, Herrin!“ brach Jörg jezt die drückend gewordene Stille; auch suchte er der Gefühle Herr zu werden, die ihn jedesmal bitterer befielen, wenn er mit

einem heimlichen Seitenblick das Bild ihrer so lieblich herangewachsenen Gestalt in sich aufnahm. Aber Hildegard ging nicht auf seinen munteren Ton ein — „Erzählt mir von meinem Vater!“ flüsterte sie, ohne sich umzuschauen oder auch nur das Haupt von der schmutzigen Rinnenschrift des Bodens zu erheben; und ihre eben noch frisch geröteten Wangen wurden bleich, und ihre festgeschlossenen Lippen schmal und eingezogen. — „Herrin, ich habe meine Botenschaft schon gestern der Aebtissin ausgerichtet!“ erwiderte Jörg bedrängt und zögernd. „Euer Vater ist Euch gnädig; er will Euch verheiraten...“

Hildegards Zelter machte einen Sprung nach vorwärts; sie hatte unbewußt mit der Gerte seine Flanke geschlagen. Jörgs Pferd folgte mit derselben Bewegung; und zugleich trieb Jörg es nach links in hochstämmige Buchenhallen hinein, wo zwischen den gewaltigen Bäumen kaum Platz genug für beide Tiere war. Aber Hildegard hatte weder Blick noch Gefühl für die Festlichkeit des hoch und weit gebauten Haines: ihr Auge blieb nach wie vor an den Boden geheftet, wo unter den Hufen altes Herbstlaub aufrauschelte und fast jedesmal eines der vielen weißen Sternblümchen zertreten wurde. Raumbemerkt sie, wie ein Zitronenfalter halb selig, halb ängstlich an den beiden in gleicher Höhe sich vorausbewegenden, noch immer leise schnaubenden Pferdenüstern vorbeitaumelte; in der Ferne rief der Ruckuck.

Lange dauerte dieser Ritt durch den hohen Wald; mit dem erhabenen Ernste des Alters blickten die ineinandergreifenden Wipfel auf die Jugend herab, die wie im Traume über die verschlungenen Wurzeln hinweg ihren Weg suchte. Die Sonne stieg; der Sang der Vögel ertönte immer vereinzelter, und verstummte zuletzt: nur der eintönige Hufschlag blieb in dem warmen Erddem hörbar, der den noch zu wenig laubgeschützten Wald wohligh zu erfüllen begann. Ein großes Sinnen und Lauschen senkte sich leise summend vom Himmel; und ihm antwortete, je mehr sie in den Hain eindrang, das gleichmäßig-unruhige Gemurmel verborgener Bächelein. Das Leben der unendlichen Erd-

gründe schien mit sich selber Zwiesprache zu halten.

Die Pferde schritten immer langsamer dahin. Hildegard spürte nicht nur von dem festen Wettrennen her eine reißende Müdigkeit in allen Gliedern, sondern gleichzeitig auf ihrer Seele die schwer lastende Gewißheit eines ihr noch nicht näher bekannten, aber sicher hereinbrechenden Unglücks: es war ihr kaum mehr möglich, gegenüber dem in ihrem Innern mit jeder Viertelstunde anwachsenden Elend jene äußere Beherrschung aufzubringen, die nicht einmal den Verrat einer heimlichen Träne gestattet. Jörg aber, der wohl bemerkte, wie es in ihr kämpfte, dachte in dumpfem Staunen darüber nach, wie verschieden doch Eltern und Kinder sein können; und er fragte immer wieder die grimmige Frage in sich hinein, warum denn für die Schulden des Vaters die Unschuld der Tochter büßen solle.

Sie ritten seit einiger Zeit einem Wälderlein entlang, das bald silberblinkend über grün bemooste Steine hinwegglitt, bald in kleinen, dunkeln Tümpeln verplätscherte, als Hildegards Zelter plötzlich von selber stillestand. Hildegard ließ die Zügel fallen, schlug die Hände vor ihr Antlitz und begann so laut zu schluchzen, daß das jetzt, wo keine Hufschläge mehr halten, in dem weiten Wald der einzige Laut war neben dem seelenlosen Geplauder des Baches. Jörgs Herz krampfte

sich zusammen; er sah die einstige Jugendspielerin vom Vorgefühl ihres Lebensschicksals überwältigt, bevor sie es nur kannte.

„Ihr seid überanstrengt, Herrin!“ sagte er, indem er die Zügel ihres Pferdes ergriff; „es ist Zeit, daß wir Mittagsrast halten!“ Hildegard nickte stumm; und er lenkte die beiden sanften Tiere, dem Laufe des Wassers folgend, auf eine nahe Waldwiese hinaus, auf die aus einem blauen, still darüber gespannten Himmel weiße Wolkenschiffe von schon fast sommerlich prallen Rundungen herabgrüßten. Bei den letzten Stämmen sprang er aus dem Sattel und trat an Hildegards Zelter heran, um sie ebenfalls auf die Erde herunterzuheben. Sie legte zitternd ihren Arm um seinen Hals und faßte seine dargebotene Hand; und während sie die verzweifelte Frage, die sich immer noch nicht über ihre Lippen wagte, in den Blick ihrer weitgeöffneten braunen Augen einlegte, der in seinen stahlgrauen bang nach der Antwort forschte, glitt sie vom Pferd. Jörg führte sie in die Nähe eines blühenden Rosenbusches und suchte ihr im weichen Moos ein Plätzchen zum Sitzen aus, während die beiden lichtweißen Tiere frei weidend in die grüne Matte hineinschritten und alsbald am Ufer des Bächleins, das unter Blumen verborgen lautlos dahinglitt, mit tief gesenkten Köpfen ihren Durst löschten.

(Schluß folgt).

Zeit und Geist.

Von Siegfried Lang, Zürich.

Auf einer Versammlung schweizerischer Schriftsteller wurde vor einiger Zeit die durch die Zeitumstände offenbar gewordene Entwertung der geistigen Arbeit besprochen und nach eindringender Erörterung der Sachlage einiges Verdankenswerte zum Schutze des gefährdeten Schriftstellerstandes in Erwägung genommen*). Die Frage: „Gibt es einen Schriftsteller-Beruf?“ erhob sich im Verlauf der Diskussion ganz von selber. Sie mußte verneint werden in dem Sinn: daß es frei schaffende Autoren, die aus ihren Hervorbringungen einen finanziellen Er-

trag zögen, ausreichend, um davon zu leben, bei uns nicht gebe.

Erlaube man hier zu Beginn dieselbe Frage, und nicht allein in Berücksichtigung schweizerischer Verhältnisse, noch in einem andern Sinn zu stellen.

Nehmen wir das Wort „Beruf“ in seiner flachen und äußerlichen, also zeitgemäßen Bedeutung, dann ist sie unbedingt zu bejahen; denn mehr und mehr ist der Schriftsteller im zerrwirtschafteten Europa zum Industriellen geworden, zum „time-is-money-man“, der seine Bekenntnisse, Erschütterungen, Eindrücke, Scherze und Gedichte in den type-writer klappert

*) Geschrieben 1919.